Sergius Panin.

Roman von Georges Ohnet.

(2. Fortsetzung.)

„Wie, Cayrol, dieser herbe, vorsichtige Auvergnat, — ein Mädchen ohne Vermögen? Cayrol, der Kieselstein, wie man ihn seiner Härte wegen nannte! Dieser lebendige Geldsack hat also doch ein Herz?“

Es mußte wohl so sein, denn der Sack sowohl wie auch der Inhalt lagen zu Fräulein von Cernays Füßen. Dieses sonderbare Mädchen war wirklich zu einer Besitzerin von Millionen prädestinirt. Die Erbschaft der Frau Desvarennes war ihr entgangen, und nun hatte sich's Cayrol in den Kopf gesetzt, sie heirathen zu wollen. Das war aber noch nicht alles; als Marechal erzählte, daß die schöne Jeanne Cayrols Bewerbung kurzweg abgewiesen habe, da wußte sich Savinien vor Freude und Bewunderung kaum zu fassen.

Sie hatte ihn abgewiesen! Man höre! Das war ja geradezu verrückt! Ein so unverhoffter Antrag! Sie hatte ja keinen Groschen Vermögen, dagegen aber kostspielige Ansprüche. Ihre Erziehung war eine derartige gewesen, als ob sie nur in Seide und Sammt gehen, im Wagen fahren könne und sich ausschließlich um ihr Vergnügen zu kümmern brauche. Unter was für einem Vorwande wies sie ihn denn ab? Unter gar keinem, sie erklärte hochmüthig und höhnisch, daß sie „diesen Menschen“ nicht liebe und ihn nicht heirathen würde.

Im tiefsten Herzensgrunde Saviniens war noch ein Rest des alten Hasses gegen Jeanne zurückgeblieben, ein Haß, der sich von jener Zeit herschrieb, als die jüngere Linie Desvarennes fürchtete, die großartige Erbschaft könnte auf die Adoptivtochter übergehen. Diese Befürchtung war nun freilich nicht mehr vorhanden, aber der alte Groll war geblieben und jede Unannehmlichkeit und Kränkung, die Jeanne betraf, fand an Savinien einen beifallspendenden Beobachter. Er war eben im Begriff, Marechal um weitere vertrauliche Mittheilungen zu ersuchen, und stand nun auf, lehnte sich an dessen Schreibpult und schickte sich an, ihn mit lüsterner Miene auszufragen, als an der Thür, welche in Frau Desvarennes' Kabinet führte, ein Stimmengeräusch vernehmbar wurde. Die Thür ging halb auf und man erblickte eine nervige Frauenhand, die zwar plump und kurzfingerig war, aber Willensstärke und Energie verrieth. Gleichzeitig hörte man auch deutlich die letzten Worte, welche die Prinzipalin mit dem Bureauchef wechselte. Frau Desvarennes sprach deutlich und klar, aber ihre Stimme war etwas erregt; im Tonfall lag ein Schatten von Aerger.

„Sagen Sie dem Minister, mein lieber Herr, daß mir das nicht paßt, dergleichen ist bei uns nicht gebräuchlich. Ich betreibe mein Geschäft seit fünfunddreißig Jahren auf diese Weise und habe mich immer gut dabei befunden. Leben Sie wohl....“

Eine andere, von hier aus unsichtbare Thür des Kabinets der Frau Desvarennes schloß sich und die Schritte des Bureauchefs vom Kriegsministerium entfernten sich im Korridor. Die Prinzipalin trat ein.

Marechal stand zuvorkommend auf. Was Savinien anbetraf, so waren seine schönen Entschlüsse beim Klang der Stimme seiner Tante wie weggeblasen; er hatte sich schleunigst in die äußerste Ecke des Comptoirs zurückgezogen und verhielt sich hier auf einem Ledersopha, hinter einem Lehnstuhl verborgen, ganz ruhig.

„Stellen Sie sich vor, Marechal,“ rief Frau Desvarennes, „sie wollen mir, unter dem Vorwande der Kontrolle, einen Beamten des Ministeriums in die Mühle schicken! Sie behaupten, alle Militärlieferanten hätten sich dieser Verpflichtung unterzogen.... Hören Sie nur! Diese Menschen halten uns wohl für Diebe? Bis jetzt hat noch niemand mich zu verdächtigen gewagt! Und darüber soll man sich nicht ärgern?

Während Frau Desvarennes mit Marechal sprach, schritt sie im Kabinet auf und ab. Es war immer noch die nämliche Frau, mit der breiten, gewölbten Stirn; ihr Haar, das schlicht und glatt gekämmt war, fing an grau zu werden, aber der Glanz ihrer schwarzen Augen wurde dadurch nur noch lebhafter. Sie hatte noch immer sehr schöne Zähne und ihr Lächeln war noch immer jugendlich und reizend. Ihre Rede war belebt wie gewöhnlich, und ihre Gestikulation hatte etwas Männliches. Sie stellte sich vor ihrem Sekretär hin, als ob sie ihn auffordern wollte, ihr gutes Recht zu bezeugen. Eine volle Stunde lang hatte sie sich dieser offiziellen Persönlichkeit gegenüber mäßigen müssen, jetzt entschädigte sie sich dafür bei Marechal und legte ihm ihre Gedanken, ohne Pathos und Dünkel klar auseinander. Plötzlich bemerkte sie Savinien, der, bevor er sich zeigte, das Ende dieses Ergusses abwarten wollte. Die Prinzipalin wandte sich barsch zu ihm, runzelte die Brauen und rief: „Ah! — Bist du hier? Wie kommt es, daß du deine Kokotten im Stich gelassen hast?“

„Ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen, liebe Tante...“

„Nur keinen Unsinn, ich habe keine Zeit!“ unterbrach ihn die Prinzipalin, „kurz und gut, was willst du?“

Durch diesen unfreundlichen Empfang außer Fassung gebracht, blinzelte Savinien einigemal mit den Augen, als ob er sich besänne, wie er wohl sein Anliegen am besten vorbringen könne, dann begann er entschlossen: „Ich möchte eine Geschäftsangelegenheit mit Ihnen besprechen.“

„Du — ein Geschäft?“ erwiderte Frau Desvarennes in erstauntem und ironischem Ton.

„Ja, Tante, ich will Ihnen ein Geschäft vorschlagen,“ erklärte Savinien, neigte aber dabei den Kopf, in der Erwartung, mit harten Worten abgewiesen zu werden.

„Oh, oh, oh!“ entgegnete ihm Frau Desvarennes mit dreifacher Betonung; „du kennst doch unsere Abmachung, du bekommst eine bestimmte Rente....“

„Ich verzichte darauf,“ unterbrach sie Savinien lebhaft, „ich will meine Unabhängigkeit wieder haben. Diese Fesseln kommen mir theuer zu stehen — ich bin bei dem Handel der Betrogene gewesen. Das Geschäft, welches ich vorhabe, ist glänzend und muß einen bedeutenden Gewinn abwerfen, ich werde keinesfalls davon zurücktreten.“

Savinien war lebhaft geworden und hatte seine Sicherheit wiedergewonnen; er war von der Vortrefflichkeit seines Geschäfts überzeugt, war bereit, seine Zukunft darauf zu gründen, und entwickelte seine Pläne. Die Tante dürfe ihm den Versuch nicht verdenken, er wolle seine Energie und Entschlossenheit beweisen. Er sprach und sprach fügte Satz an Satz und hielt eine förmliche Rede.

„Genug, genug!“ rief endlich Frau Desvarennes und unterbrach sein Geschwätz „Ich habe zwar die Mühlen gern, aber nicht die Plappermühlen; du brauchst viel zu viel Worte, um ein ernstes Geschäft zu begründen, diese Redensarten dienen nur dazu, um die Nichtigkeit deiner Projekte zu verhüllen.... du willst dich also in eine Spekulation einlassen! Wo nimmst du das Geld her?“

„Ich liefere die Idee, die Erfindung, Kapitalisten sind auch vorhanden, wir werden ein Aktienunternehmen gründen....“

„Niemals! Ich widersetze mich! Du willst eine solche Verantwortlichkeit auf dich nehmen! Du — ein Unternehmen leiten? Nichts als Dummheiten wirst du machen! Mit einem Wort, du willst eine Idee, eine Erfindung verkaufen, nicht wahr? Nun, ich kaufe sie dir ab.“

„Ich will nicht bloß Geld haben,“ fing Savinien mit beleidigter Miene an, „ich verlange, daß man meiner Idee Vertrauen schenkt; die Begeisterung der Aktionäre, den Erfolg verlange ich. Sie, Tante, haben kein Vertrauen zu meinen Entwürfen.“

„Was geht's dich an, wenn ich sie dir abkaufe? Das scheint mir doch ein schöner Beweis des Vertrauens zu sein! Nun, ist's abgemacht?“

„Ach, Tante, Sie sind zu unbarmherzig!“ stöhnte Savinien. „Wessen Sie sich einmal bemächtigt haben, mit dem ist's vorbei; seine Unabhängigkeit ist dahin, er muß Ihnen gehorchen. Solch eine schöne, großartige Idee....“

„Schon gut! Marechal, lassen Sie meinem Neffen zehntausend Franken geben.... Und hörst du, daß ich nicht mehr von dir reden höre!“....“

Drittes Kapitel.

Sie verabschiedete Savinien mit einer Handbewegung und dieser entfernte sich ganz verdutzt mit Marechal. Als Frau Desvarennes allein geblieben war, setzte sie sich an das Schreibpult ihres Sekretärs, nahm die Briefe vor und fing an sie zu unterschreiben. Die Feder flog nur so in ihren Fingern und ihr Namenszug machte sich in kräftiger Männerhandschrift, mit einem blitzartigen Schnörkel, auf dem Papiere breit.

Eine Viertelstunde hatte sie sich hiermit beschäftigt, als Marechal zurückkehrte; ihm folgte ein kostbar gekleideter, dicker, untersetzter Mann von schwerfälligem Aussehen. Sein von einem rauhen, braunen Bart umgebenes Gesicht, seine von dichten Brauen beschatteten Augen verriethen beim ersten Anblick einen sehr hartherzigen Menschen; aber sein Mund widersprach diesem Eindruck. Die fleischigen, üppigen Lippen ließen auf Sinnlichkeit schließen. Ein Schüler Lavaters oder Galls würde, wenn er dieses Mannes Schädeldecke befühlt hätte, sofort einen außerordentlichen Trieb zu sinnlicher Liebe entdeckt haben. Erfaßte einmal die Liebe diesen Mann, so mußte es eine wahnsinnige Liebe sein.

Marechal trat zurück, um ihn vorausgehen zu lassen.

„Guten Tag, Prinzipalin,“ sagte der Neueingetretene vertraulich, indem er sich Frau Desvarennes näherte.

Diese wandte sich lebhaft um und antwortete in freundschaftlichem Tone: „Ah, Sie sind's Cayrol! Das trifft sich gut, ich wollte soeben nach Ihnen schicken.“

Jean Cayrol, gebürtig aus Cantale, war in den rauhen Bergen der Auvergne aufgewachsen, sein Vater, ein unbedeutender Pächter aus der Gegend von Saint-Flour, hatte sein und seiner Familie Existenz durch Ackerbau gefristet. Cayrol mußte schon in seinem achten Jahr das Vieh hüten; da er aber sehr aufgeweckt war, so hielt er sich nicht für's Landleben, sondern für einen andern Beruf geschaffen und war daher auch sofort bereit, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um in die Stadt zu kommen. Er wurde Bedienter bei einem Bankier in Brioude. In diesem einigermaßen luxuriösen Hause bekam er etwas Schliff und legte seine bäuerliche Schwerfälligkeit ab. Da er die Kräfte eines Stiers hatte, so war er im Stande, ganz allein die Arbeit von zwei Männern zu leisten, und wenn er dann des Abends in seine Dachkammer kam, so schlief er über'm Lesenlernen ein. Es stak eine wahre Wuth, vorwärts zu kommen, in ihm und keine Mühe war ihm zu groß, sobald sie ihn seinem Ziel näher brachte. Als sein Herr Deputirter wurde, begleitete ihn Cayrol nach Paris. Die Geschäftigkeit der Hauptstadt verdrehte ihm den Kopf ganz und gar. Als er die gewaltige Regsamkeit der großen Stadt sah, auf deren Pflaster enorme Reichthümer wie die Pilze emporwuchsen, da fühlte dieser Auvergnat, daß seine geistigen Kräfte einer solchen Thätigkeit gewachsen seien; er verließ seinen Herrn und trat bei einem Kaufmann in der Straße du Sentier als Kommis ein. Hier lernte er, während eines Zeitraums von acht Jahren, den Handel und vervollständigte seine Kenntnisse. Als ihm jedoch binnen Kurzem klar wurde, daß nur das Geldgeschäft zu schnellem Reichthum verhelfen könne, wandte er der Straße du Sentier den Rücken und trat bei einem Wechselagenten ein. Sein Spürsinn kam ihm bei den Spekulationen vortrefflich zu statten und einige Jahre später ertheilte man ihm die Vollmacht, Börsengeschäfte abzuschließen. Er stand nun auf solider Basis und verdiente gegen fünfzehntausend Franken; das war aber nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was er zu erreichen hoffte. Er war nun achtundzwanzig Jahre alt geworden und fühlte, daß er, um vorwärts zu kommen, zu Allem bereit sei; nur Ehrlosigkeit verschmähte er, denn dieser auf den Erwerb von Reichthum erpichte Mann würde lieber den Tod gewählt, als sich durch unredliche Mittel bereichert haben.

In dieser Zeit führte ihn sein guter Stern mit Frau Desvarennes zusammen. Die Prinzipalin, welche eine vortreffliche Menschenkennerin war, ahnte sofort Cayrols Verwendbarkeit. Sie brauchte gerade einen solchen Bankier, auf den sie sich völlig verlassen konnte, und beobachtete daher diesen jungen Mann eine Zeit lang, bis sie sich schließlich von seiner Befähigung überzeugt hatte; dann machte sie ihm ohne weitere Umschweife den Antrag, ihm zur Begründung eines eignen Geschäfts Geld vorzustrecken. Cayrol, der sich bereits achtzigtausend Franken erspart hatte, erhielt noch zwölfhunderttausend von Frau Desvarennes und etablirte sich nun in der Straße Taitbout, im Mittelpunkt der Geschäftswelt, ganz in der Nähe des Rothschild'schen Geschäfts.

Frau Desvarennes, welche Cayrol zu ihrem Vertrauensmann gemacht hatte, war in ihrer Wahl glücklich gewesen. Dieser vierschrötige Auvergnat war ein gewiegter Finanzmann, der einige Jahre später sein Geschäft zu einer ungeahnten Höhe gebracht hatte. Die Prinzipalin bezog aus dem ihm geborgten Kapital bedeutende Zinsen und man schätzte das Vermögen des Bankiers bereits auf mehrere Millionen. Ob es nun die glückbringende Einwirkung der Frau Desvarenne war, die alles, was berührte, in Gold verwandelte, oder ob Cayrols Fähigkeiten wirklich so außergewöhnliche waren, genug, das Resultat lag vor Augen und es war befriedigend. Um die Entstehungsursachen kümmerte man sich nicht sonderlich.

Der Bankier war natürlich einer der intimsten Hausfreunde geworden; längere Zeit hindurch beachtete er Jeanne kaum, dies kleine Mädchen flößte ihm kein Interesse ein. Aber an einem Ballabend, als er sie mit dem Fürsten Panin tanzen sah, gingen ihm plötzlich die Augen auf und er fand sie unbeschreiblich verführerisch. Er konnte die Blicke nicht von ihr abwenden und verfolgte die wirbelnden Reize ihrer im Walzertakt sich wiegenden Gestalt. Ohne es zu wissen, beneidete er diesen glänzenden Kavalier, der die anbetungswürdige Jeanne in seinen Armen hielt, sich über ihre nackten Schultern beugte und durch seinen Athem ihr Haar bewegte. Ein wahnsinniges Verlangen bemächtigte sich seiner und von diesem Augenblick an beschäftigte ihn Jeanne ohne Unterlaß.

Der Fürst machte damals Fräulein von Cernay auf's Eifrigste den Hof; seine Dienstbeflissenheit kannte keine Grenzen. Cayrol spionirte, um zu erfahren, ob der Fürst ihr Liebeserklärungen mache; aber Panin war in solchen Salonscharmützeln ein Meister und der Bankier bemühte sich vergebens.

Cayrol aber hatte eine zähe Natur, wovon er ja bereits glänzende Proben abgelegt hatte; er schloß daher ein Bündniß mit dem Fürsten und leistete ihm jene kleinen Dienste, welche rasch zur Vertraulichkeit zu führen pflegen. Als er dann ziemlich sicher war, daß man ihm nicht hochmüthig den Rücken wenden werde, stellte er Sergius zur Rede und fragte ihn, ob er Fräulein von Cernay liebe. Bei dieser, mit zitternder Stimme und mit einem erkünstelten Lächeln gestellten Frage, blieb der Fürst vollkommen ruhig. Er antwortete leichthin, Fräulein von Cernay sei eine äußerst angenehme Tänzerin, er habe aber nie daran gedacht, ihr seine Huldigungen zu widmen; seine Pläne seien ganz andere. Cayrol drückte dem Fürsten die Hand, als ob er sie zermalmen wollte, er gab ihm tausend Versicherungen seiner Ergebenheit und empfing endlich ein vollständiges Bekenntniß.

Sergius liebte Fräulein Desvarennes, und um sich ihr nähern zu können, suchte er sich auch um ihrer Freundin Gunst zu bewerben. Nachdem Cayrol des Fürsten Geheimniß erfahren hatte, nahm er seine gewohnte Zurückhaltung an. Er wußte, daß Micheline Pierre Delarues Braut sei; — aber die Frauen sind ja so unberechenbar! Wer kann sie ergründen! Vielleicht hatte Fräulein Desvarennes auf den schönen Sergius einen gnädigen Blick geworfen.

Er war in der That bewundernswerth, dieser Panin, mit seinen blauen Augen, welche so rein wie die einer zarten Jungfrau schienen, mit seinem langen, blonden Schnurrbart, der ihm zu beiden Seiten seines frischen, rothen Mundes herabfiel. Dabei war seine Haltung, die den Mann von Adel verrieth, wahrhaft königlich; er hatte eine zierliche Hand, gutgeformte und feingebaute Füße, welche jedes weibliche Wesen zur Verzweiflung bringen konnten. Auch seine sanfte Stimme und seine eigenthümliche, den Slaven verrathende, schmeichelnde Redeweise war anmuthig und verführerisch. Jedenfalls war er ein durchaus nicht gewöhnlicher Mann, der überall, wo er auftrat, großes Aufsehen erregen mußte.

Sein Lebenslauf war in Paris sehr bekannt. Er stammte aus Posen. Während der Erhebung des Jahres 1848 wurde Sergius' Vater getödtet und er selbst, der damals ein Jahr alt war, von seinem Onkel Thaddäus Panin nach Frankreich gebracht. Hier kam er in das Institut Rollin, wo er nur mittelmäßige Fortschritte machte. Im Jahre 1866, als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ausbrach, war Sergius achtzehn Jahre alt. Auf Befehl seines Onkels verließ er Paris und machte in einem österreichischen Kavallerie-Regiment den Feldzug gegen Preußen mit. Alle, die den Namen Panin trugen und Säbel oder Flinte führen konnten, hatten sich erhoben, um den Unterdrücker ihres polnischen Vaterlandes zu bekämpfen. Sergius leistete in diesem kurzen, aber blutigen Kampfe Wunder der Tapferkeit. Am Abend des Tages von Sadowa waren von den sieben Panin, die gegen Preußen kämpften, fünf todt und einer verwundet; Sergius allein, bedeckt von dem Blute seines Onkels Thaddäus, der an seiner Seite zum Angriff vorgegangen war und den ein Granatsplitter getödtet hatte, blieb unversehrt. Alle diese todten und lebenden Panins waren im Tagesbefehl der Armee rühmend hervorgehoben, und wenn man in Gegenwart von Oesterreichern oder Polen ihrer erwähnte, so hieß es — das sind Helden.

Ein solcher Mann war allerdings für ein junges, einfaches und naives Mädchen, wie Micheline, sehr gefährlich. Seine Erlebnisse machten auf ihre Einbildungskraft einen großen Eindruck, während ihre Schönheit ihn entzückte. Cayrol war ein vorsichtiger Mann, er beobachtete und brauchte nicht viel Zeit, um zu gewahren, daß Micheline den Fürsten durch besondere Gunst auszeichne. Dieses sorglose junge Mädchen war freudig angeregt, wenn Sergius zugegen war. Ob bei dieser Umwandlung wohl die Liebe im Spiele war? Cayrol war fest davon überzeugt; er errieth sofort, daß dem Fürsten Panin die Zukunft gehöre und daß die Erhaltung seines Einflusses im Hause Desvarennes gänzlich von seiner eignen Haltung abhängen werde. Er ging daher sofort mit Sack und Pack in's Lager des fürstlichen Ankömmlings über und stellte sich gänzlich zu seiner Verfügung.

Cayrol war es auch gewesen, der vor drei Wochen im Namen Panins der Frau Desvarennes Eröffnungen gemacht hatte. Es war dies ein schwieriger Auftrag gewesen und der Bankier hatte sich zehnmal besonnen, bevor er mit der Sprache herausrückte. Aber dieser Cayrol hatte das Geschick, alle Schwierigkeiten zu überwinden: es gelang ihm, den Gegenstand seiner Mission darzulegen, bevor noch Frau Desvarennes im Stande war, loszuplatzen. Als er aber seinen Vortrag beendet hatte, da trat eine fürchterliche Scene ein: er war Zeuge eine der schrecklichsten Zornesausbrüche, deren eine heftige Frau fähig ist. Die Prinzipalin behandelte ihren Hausfreund auf eine Weise, die man nicht einmal einem in Parfümerieartikeln machenden Handlungsreisenden angedeihen läßt. Sie wies ihm die Thür und erklärte ihm, daß er sich nicht wieder unterstehen dürfe, ihr Haus zu betreten.

Cayrol aber war ebenso geduldig wie entschlossen; er ließ das Gewitter ruhig vorüberziehen. Ohne nur ein Wort zu erwidern, hörte er ihre Vorwürfe an; sie war wüthend, daß man es gewagt hatte, dem Schwiegersohn ihrer Wahl einen Conkurrenten entgegenzustellen. Cayrol trat nicht den Rückzug an, und als Frau Desvarennes, nachdem sie ihrer Entrüstung freien Lauf gelassen hatte, wieder ruhiger geworden war, fing er an zu unterhandeln: Er sagte ihr, daß sie zu hitzig ins Zeug gehe, man dürfe nicht eher einen Entschluß fassen, bevor man ihn nicht reiflich überlegt hatte; niemand könne Pierre Delarue höher achten als er, aber man müsse sich doch auch überzeugen, ob Micheline ihn liebe. Kindliche Zuneigung sei keine Liebe und Fürst Panin glaube hoffen zu dürfen, daß Fräulein Desvarennes....

Die Prinzipalin ließ Cayrol nicht aussprechen; sie klingelte heftig und befahl, daß man ihre Tochter rufe. Jetzt aber zog sich Cayrol wohlweislich zurück; er hatte das Feuer eröffnet und konnte es nun Micheline überlassen, die Entscheidung herbeizuführen. Das Resultat der Erklärungen zwischen Mutter und Tochter wollte er im Nebenzimmer erwarten. Hinter der geschlossenen Thür hörte er das gereizte Grollen von Frau Desvarennes Stimme, worauf Micheline ruhig antwortete; die Mutter drohte, tobte — kalt und ungerührt hielt die Tochter den Angriff aus. Der Kampf währte eine volle Stunde, nach deren Ablauf die Thür geöffnet wurde und Frau Desvarennes zwar bleich und zitternd, aber doch beruhigter erschien. Micheline trocknete ihre von Thränen feuchten, schönen Augen und kehrte in ihr Zimmer zurück.

„Nun?“ begann Cayrol, als er die Prinzipalin schweigend und in sich versunken vor sich stehen sah, „ich sehe mit Vergnügen, daß Sie jetzt weniger aufgeregt sind; Fräulein Micheline wird ihnen wohl gute Vernunftgründe vorgestellt haben?“

„Sie werden diesem Herrn mittheilen,“ sagte Frau Desvarennes, „daß er die Gelegenheit, mit meiner Tochter zusammenzutreffen, vermeiden solle. Wenn er ein Ehrenmann ist, so wird er einsehen, daß mir seine Gegenwart in Paris unbequem ist. Ich verlange von ihm, daß er sich auf drei Wochen entferne. Nach Ablauf dieser Frist kann er zurückkehren und ich verpflichte mich, ihm dann eine Antwort zu ertheilen.“

„Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie mir, weil ich diese Mission übernommen habe, nicht grollen werden.“

„Ich verspreche es Ihnen unter einer Bedingung. Es darf durchaus niemand erfahren, was heute früh hier vorgefallen ist. Niemand soll von Ihrem Auftrag etwas ahnen.“

Cayrol schwor, daß er schweigen wolle, und hielt sein Versprechen. Fürst Panin reiste noch am nämlichen Abend nach England ab.

Diese Frau Desvarennes liebte es, schnelle Entschlüsse zu fassen, Sie nahm ein Blatt Papier, eine Feder, und schrieb in großen Zügen folgende Zeilen an Pierre:

„Wenn Du nicht willst, daß Micheline bei Deiner Ankunft verheirathet ist, so kehre unverzüglich zurück.“ Dieses Drohschreiben sandte sie dem jungen Mann nach Tripolis, wo er sich damals aufhielt. Nachdem sie dies gethan hatte ging sie wieder an ihre Geschäfte, als ob nichts vorgefallen sei. Man konnte während dieser ganzen drei Wochen keine Spur von Herzensqualen auf ihrem leidenschaftslosen Gesicht erblicken.

Die von Frau Desvarennes dem Fürsten festgesetzte Frist war just an diesem Morgen abgelaufen und die Rücksichtslosigkeit, mit der die Prinzipalin den Abgesandten des Kriegsministeriums empfangen hatte, war ein Zeichen der Gereiztheit, in welcher sich Michelines Mutter in Folge der Nothwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, befand.

Seit acht Tagen erwartete sie jeden Morgen Pierres Ankunft, hin- und herschwankend zwischen der Verpflichtung dem Fürsten, wie sie es versprochen, eine Antwort zu geben, und dem Verlangen, sich bis in die tiefste Herzensfalte desjenigen zu versenken, den sie wie einen Sohn liebte, und neue Kräfte aus seiner Verzweiflung zu schöpfen. Sie war kaum im Stande, ihre Fassung zu behaupten, und überlegte, ob sie einen neuen Aufschub vom Fürsten verlangen solle; dies war auch der Grund, weshalb sie Cayrol heute sprechen wollte

Dieser war also gerade zur rechten Zeit gekommen. Er hatte das geschäftige Aussehen eines Mannes, der wichtige Nachrichten bringt, und warf einen Blick auf Marechal, als ob er sagen wolle, ich habe mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen, schicken Sie ihn fort. Die Prinzipalin verstand ihn, machte aber eine entschlossene Bewegung und sagte: „Sie können in Marechals Gegenwart sprechen, er kennt alle meine Angelegenheiten ebenso gut, wie ich selbst.“

„Auch diejenige, die mich herführt?“ erwiderte Cayrol erstaunt.

„Auch diese, ich mußte doch jemand um mich haben, mit dem ich darüber sprechen konnte, ich hätte es ja sonst nicht ausgehalten! Also vorwärts, entledigen Sie sich Ihres Auftrags.... Der Fürst?....“

„Es handelt sich jetzt nicht um den Fürsten!“ rief Cayrol übelgelaunt. „Pierre ist angekommen.“

Frau Desvarennes sprang auf; eine Blutwelle stieg ihr in's Antlitz, ihre Augen blitzten und ihre Lippen öffneten sich zu einem freudigen Lächeln.

„Endlich!“ rief sie. „Aber wo ist er? Woher wissen Sie, daß er angekommen ist?“

„O, mein Gott, nur durch Zufall, ich war gestern in Fontainebleau zur Jagd und kam heute mit dem Schnellzuge zurück.... Wie ich in Paris ankomme und auf dem Eisenbahnperron aussteige, sehe ich dicht vor mir einen großen, bärtigen jungen Mann, der, kaum daß er mich erblickt hatte, mir zurief: ‚Ah, Cayrol!‘ Es war Pierre; nur an der Stimme erkannte ich ihn. Er hat sich mit seinem Teufelsbart und seinem bronzefarbenen, afrikanischen Teint sehr verändert....“

„Was sagte er Ihnen?....“

„Nichts; er drückte mir die Hand.... Dann blickte er mich einen Moment mit sonderbaren Augen an. Er hatte eine Frage auf den Lippen, die er aber unterdrückte, obschon ich sie errieth. Ich fürchtete eine Rührscene und daß ich vielleicht eine Dummheit sagen könnte, und deshalb verließ ich ihn....“

„Wie lange ist das her?“

„Eine Stunde etwa; ich nahm mir nur noch die Zeit, nach Hause zu fahren.... Dort traf ich Panin, der mich erwartete. Er bestand darauf, mich zu begleiten; hoffentlich werden Sie ihm das nicht übelnehmen.“

Frau Desvarennes zog heftig die Augenbrauen zusammen.

„Ich will ihn jetzt nicht sehen,“ sprach sie, Cayrol mit entschlossenem Blick fixirend...... „Wo haben sie ihn gelassen?“

„Im Garten, wo sich grade die beiden Fräulein befanden.“

Durch das geöffnete Fenster erscholl ein helles Lachen, als ob damit des Bankiers Worte bestätigt werden sollten. Es war die Stimme Michelines, die sich für die drei verflossenen Trauerwochen der Abwesenheit Panins durch einen Fröhlichkeitsausbruch entschädigte. Frau Desvarennes trat an's Fenster und ließ ihren Blick durch den Garten schweifen. Am Rande eines grünen Rasenplatzes saßen die beiden jungen Mädchen in großen Lehnstühlen aus Bambusrohr und horchten auf die Worte des Fürsten. Es war ein linder, warmer Morgen; ein durch Michelines Schirm gedämpfter Sonnenstrahl beleuchtete ihr blondes Köpfchen; Fürst Panin stand in gebeugter Haltung vor ihr und erzählte mit großer Lebhaftigkeit. Michelines Blicke ruhten wohlgefällig auf ihm; in ihren bequemen Sessel zurückgelehnt, überließ sich das junge Mädchen dem Reize dieses süßen Geplauders. Eine gewisse Mattigkeit hatte sich ihrer bemächtigt, ihre Nerven waren erschlafft und sie genoß in vollen Zügen jenes köstliche Wonnegefühl, das sie drei Wochen hindurch entbehrt hatte. Jeanne saß schweigend an ihrer Seite und blickte, ein Sträußchen rother Nelken mit ihren weißen Zähnen zerpflückend, den Fürsten verstohlen an. Peinigende Gedanken zogen Fräulein von Cernays Brauen zusammen und ihre reizenden Lippen, welche die purpurnen Blüthen berührten, schienen Blut zu schlürfen.

Langsam wandte sich die Prinzipalin von diesem Bilde ab. Ein Schatten senkte sich auf ihre Stirn, die sich von der Nachricht über Pierres Ankunft ein wenig aufgeheitert hatte; sie schwieg einen Augenblick und sann nach; dann faßte sie einen Entschluß und richtete an Cayrol die Frage: „Wo ist Pierre abgestiegen?“

„Im Hotel du Louvre,“ antwortete der Bankier.

„Gut, ich fahre hin.“

Frau Desvarennes schellte heftig.

„Meinen Hut und Mantel; den Wagen anspannen!“ rief sie.

Den beiden Männern freundschaftlich zunickend, schritt sie hastig hinaus. Draußen im Garten war noch immer Michelines heiteres Lachen zu hören. Marechal und Cayrol blickten einander an; Cayrol ergriff zuerst das Wort „Die Prinzipalin hat Ihnen also vor dieser Geschichte erzählt? Wie kommt es denn, daß Sie mir nie etwas davon gesagt haben?“

„Wäre ich da wohl des Vertrauens der Frau Desvarennes würdig gewesen, wenn ich von dem, was sie zu verbergen wünschte, auch nur ein Wort hätte verlauten lassen?“

„Aber mir hätten Sie es doch sagen können!“

„Grade Ihnen nicht, denn Ihre Parteinahme für den Fürsten Panin verbot es mir.“

„Und Sie halten es mit Pierre Delarue?“

„Ich nehme für niemand Partei; Sie wissen recht gut, daß ich ein Untergebener bin und nicht mitzähle.“

„Glauben Sie nur ja nicht, daß Sie mich täuschen können; Sie üben auf die Prinzipalin einen großen Einfluß aus; das Vertrauen, daß sie Ihnen schenkt, ist ein bündiger Beweis dafür. Es sind wichtige Ereignisse, die sich hier vorbereiten. Pierre ist gewiß deshalb zurückgekommen, um seine Rechte als Bräutigam zu reklamiren, und Fräulein Micheline liebt den Fürsten Sergius. Daraus entsteht ein Konflikt, der das ganze Haus in Aufruhr versetzen wird, und es steht ein ernster Kampf bevor. Da nun die beleidigten Parteien so ziemlich gleiche Stärke haben, so suche ich für meinen Kandidaten Hilfskräfte zu werben. Ich gestehe Ihnen in aller Bescheidenheit, daß ich mich zur Partei der Liebe geschlagen habe. Der Fürst wird von Fräulein Desvarennes geliebt und ich diene ihm. Micheline wird mir dafür erkenntlich und bei Fräulein von Cernay meine Fürsprecherin sein. Was nun Sie anbetrifft, so erlaube ich mir, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Wenn Frau Desvarennes Sie um Ihre Meinung fragt, so reden Sie von Panin nur Gutes, denn ist er erst hier Herr im Hause, so wird das für ihre Stellung nicht gleichgültig sein.“

Marechal hörte Cayrols Worte, ohne den Eindruck zu verrathen, den sie auf ihn ausübten. Aber seine Blicke schienen dem Bankier ein gewisses Unbehagen zu verursachen, das ihn bewog, die Augen niederzuschlagen.

„Sie wissen vielleicht nicht, Herr Cayrol,“ sagte der Sekretär nach einer Pause, „auf welche Weise ich in dies Haus gekommen bin. Es wird daher gut sein, wenn ich es Ihnen mittheile. Es war vor vier Jahren und ich befand mich im größten Elend. Nachdem ich zehnmal den Versuch gemacht hatte, mich emporzuarbeiten, fühlte ich, daß es sowohl mit meinen physischen, wie auch mit meinen moralischen Kräften zu Ende gehe. Es gibt Menschen, die ein so großes Maß von Energie besitzen, daß sie im Stande sind, alle Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden. Zu diesen Menschen gehören Sie, Herr Cayrol. Meine Kräfte hingegen wurden durch diesen Kampf gebrochen, ohne daß ich irgend etwas erreichen konnte. Wollte ich Ihnen alle Berufsarten aufzählen, in denen ich mich versucht habe, so würde das zu viel Zeit beanspruchen; nur wenige von ihnen fristeten mir das Leben. Ich war nahe daran, meiner jämmerlichen Existenz ein Ende zu machen, als ich Pierre begegnete. Wir waren Schulkameraden gewesen; ich trat zu ihm heran — es war am Ufer der Seine — und wagte es, ihn anzureden. Anfangs erkannte er mich nicht, ich war so heruntergekommen, so elend! Als er aber meine Stimme hörte, rief er: ‚Marechal!‘ und fiel mir trotz meiner Lumpen um den Hals. Wir waren zufällig grade vor dem Laden: ‚La belle Jardiniere‘ und er wollte mich durchaus neu einkleiden lassen. Ich aber — ich erinnere mich dessen, als ob es gestern gewesen wäre — sagte ihm: ‚Nein, ich will nichts weiter als Arbeit!‘ — ‚Aber Unglückseliger‘, antwortete er mir, ‚sieh dich doch an! Wer wird denn Vertrauen zu dir haben, um dir Arbeit zu geben? Du siehst ja wie ein Landstreicher aus, und als du auf mich zutratest, dachte ich schon, du hättest es auf meine Uhr abgesehen!‘ Dabei lachte er und freute sich, daß er mich wiedergefunden hatte und mir vielleicht nützlich sein konnte. Als er aber sah, daß ich nicht mit ihm in den Laden gehen wollte, zog er seinen Ueberzieher aus und ließ ihn mich anziehen, damit man meine Lumpen nicht sähe. Und so führte er mich auf der Stelle zu Frau Desvarennes. Zwei Tage später trat ich zu ihr in's Comptoir ein. Sie sehen also, daß das Wenige, was ich bin, Pierre zu verdanken habe. Er war mir mehr als ein Freund, er war mir ein Bruder. Nun, sagen Sie selbst, was würden Sie nach alledem wohl von mir denken, wenn ich das thäte, was Sie mir soeben riethen?“

Cayrol war äußerst verlegen und zupfte an seinem borstigen Barte herum.

„Mein Gott, ich sage ja gar nicht, daß Ihre Skrupel nicht sehr heikler Natur seien, aber, unter uns gesagt, was man gegen den Fürsten unternehmen könnte, nützt alles nichts; er wird Fräulein Desvarennes doch heirathen.“

„Das ist wohl möglich; dann werde ich da sein, um Pierre zu beklagen und zu trösten.“

„Aber unterdessen werden Sie alles, was Sie können, zu seinen Gunsten thun?“

„Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich nichts vermag....“

„Schon gut, schon gut; man weiß schon, was solche Redensarten bedeuten; Sie werden die Meinung, die ich mir über Ihre Vertrauensstellung gemacht habe, nicht ändern......Sie leihen der schwächeren Partei Ihre Unterstützung, das ist erhaben!“

(Fortsetzung folgt.)

Der jüngste der Marlboroughs auf der Löwenjagd.

Lord Randolph Churchill, der gewesene englische Schatzkanzler, der seiner Zeit auch als Protector des Generals Boulanger von sich reden machte, hat sich nach seinem Rücktritt aus dem politischen Leben auf eine Reise um die Welt begeben. Vorher aber hatte er mit dem „Daily Graphic“ einen Contract abgeschlossen, wonach er diesem Blatte die Erzählung seiner Reise-Abenteuer zu liefern verpflichtet war gegen das bescheidene Honorar von 125 Pfund Sterling per Brief.

Einer dieser Briefe ist es nun, welcher, so wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben, zur Zeit das Tagesgespräch in London bildet, und der in der dortigen Gesellschaft durch seinen unfreiwilligen Humor manch' eine Lachthräne hat fließen lassen. Der jüngste der Marlboroughs — Lord Churchill ist ein directer Sproß des großen Generals der Königin Anna — erzählt nämlich darin seine Erlebnisse auf der Löwenjagd. Und die in den Annalen der Löwenjäger absolut neue Art, in welcher sich der junge englische Ritter dem König der Thiere gegenüber verhielt, sowie der Umstand, daß er selbst mit einer unvergleichlichen Naivetät als Berichterstatter seiner „Heldenthaten“ figurirt, das gibt dem in Rede stehenden Briefe ein eigenes Cachet, welches von den mit Verständniß für Humor begabten englischen Lesern nach Verdienst goutirt wird.

Lord Randolph erzählt also, daß er mit einem Freunde, M. Lee, auf die Hühnerjagd ausgezogen war. Die beiden Jäger waren eine Strecke Weges geritten, als plötzlich M. Lee, der einige Schritte voraus war, sich umwandte und seinem Begleiter zurief, er erblicke „ein gelbes Thier, welches so groß sei, wie ein kleines Rind, und eine Mähne trage“. Ein Löwe! „Gerade wollte ich vom Pferd steigen,“ schreibt der treffliche Lord, „denn ich fürchtete mich nicht davor, einen in voller Flucht befindlichen Löwen auf's Korn zu nehmen, als Lee mir einen zweiten, einen dritten und vierten Löwen signalisirte. „Was werden wir thun?“ fragte mein Begleiter. „Ohne Zweifel sie verfolgen,“ antwortete ich mit der innersten Ueberzeugung, daß ich da eine absurde Antwort gab, wovon ich heute mehr denn je durchdrungen bin, denn Lee hat mich später versichert, daß in einem solchen Falle mehr als ein alter afrikanischer Jäger Fersengeld gegeben haben würde.“

Schließlich wurde ausgemacht, daß Lee allein die Verfolgung unternehmen sollte. In einer Entfernung von 50 Metern stieg er vom Pferde und feuerte auf die gelbe Heerde los. „Von fern,“ schreibt der Sprößling des Marlborough'schen Heldengeschlechts, „sah ich einen Löwen fallen, den Rachen voran; er schlug zwei- oder dreimal mit seinen Tatzen durch die Luft und wollte dann in's Dickicht. Ich für meinen Theil blieb auf meinem Pferde, denn ich wußte nicht, wo ich nach Abgabe des Schusses wieder rasch genug würde in den Sattel steigen und fliehen können.“ Weiter unten fügt er hinzu: „Lee war nicht nervös, aber ich war es. Ich hatte keine Furcht, das möge man mir glauben, aber ich war nervös.“

Worauf noch folgende Renommage folgt: „Oh, wenn ich Charlie, mein gutes Jagdpferd, gehabt hätte, welche Hekatombe hätte ich unter den Löwen angerichtet! Lee hat zwei Löwen angeschossen,“ und da die verwundeten Löwen den Rückzug der Jäger schwer bedrohen konnten, machte er sich auf, um sein Opfer völlig abzuthun. Vorher aber richtete er an den tapferen Lord folgende freundschaftliche Mahnung: „Schwören Sie mir, Mylord, daß Sie sich nicht von der Stelle rühren und daß Sie bei der ersten Entladung des Karabiners dem Pferde die Sporen geben und nach dem Lager zurückgaloppiren werden.“ „Ich mußte es ihm wohl versprechen,“ meint der Ritter ohne Furcht und Tadel. Und da er ein Mann von Wort war, hatte er kaum die Detonation des ersten Flintenschusses gehört, als er auch schon Kehrt machte und nach dem Lager zurückgaloppirte.

„Ich verspürte eine große Erleichterung,“ schließt er die Erzählung seiner todesmuthigen Thaten, „als ich mich, mit Lee wieder vereinigt, fünfhundert Meter von diesem durch Löwen heimgesuchten Orte entfernt fand.“ Am nächsten Morgen kehrten die Zwei nochmals auf den Schauplatz zurück, um den zweiten der verwundeten Löwen zu suchen, der am Tage vorher nicht auffindbar gewesen war. Lord Randolph Churchill ließ sich alsogleich durch einen Diener auf einen Baum hissen und entdeckte aus der sicheren Höhe seines Beobachtungspostens den Ort, wo das verwundete Thier lagerte. Wiederum ging Lee allein hin, um es abzuthun, während Lord Randolph — immer auf dem Baume — ihm Muth zusprach. Als aber die Bestie so todt war, wie nur irgend ein Löwe todt sein konnte, verschwand plötzlich wie durch Zauberschlag seine Nervosität — nicht „Furcht“, bitte! — und er stieg kühn herab.

— **Der in der Handelswelt** auch außerhalb Bremens bekannte Kaufmann Christoph Papendieck ist an einem Herzleiden in Teoritet am Genfersee gestorben. Er war erst 52 Jahre alt. Papendieck war einer der Führer der Bremer Kaufmannschaft in allen großen Handelsfragen. Er gilt als Begründer der Weser-Correction und eifriger Förderer des Rhein-Weser-Elbe-Canals. Jahrelang Mitglied der Bürgerschaft und der Handelskammer, spielte er eine hervorragende Rolle im deutschen Handelstage. 1890 war er Präsident der Nordwestdeutschen Ausstellung.

— **In Stade ist die Bank**firma Nordmeier & Michaelson zusammengebrochen, nachdem von ihr Depots in bedeutender Höhe veruntreut worden sind.